

INTERVIEW: CHRISTIANE LUTZ

Geschichten über Mütter, Väter und Kinder gehören fest zum Theater. Wer aber auf den Spielplänen nach neuen Texten zu dem Thema sucht, findet: wenig bis sehr wenig. Die Autorin Tina Müller und die Regisseurin Corinne Maier haben deshalb einfach selbst ein Stück zu dem Thema entwickelt: „Children of Tomorrow“, das am Volkstheater uraufgeführt wird.

SZ: Wenn am Theater etwas über Mütter oder Väter erzählt werden soll, werden gern Klassiker hervorgekramt. Warum gibt es keine neuen Texte darüber, was es heißt, heute Eltern zu werden?

Tina Müller: Debatten wie „Regretting Motherhood“, die brauchen ja eine Weile, bis sie am Theater ankommen.

„Die Idee ist, dass man durch eine Zukunft surft, die man selbst noch nicht erlebt hat.“

Sie sind sehr nachsichtig. Aber wenn es darum geht, soziale Themen wie die Flüchtlingskrise in den Spielplan aufzunehmen, geht das häufig fix.

Müller: In dem Fall nicht. Aber das erzählt natürlich auch etwas über die strukturellen Gründe, warum das Thema vielleicht nicht so interessiert.

Corinne Maier: Das Thema ist ein blinder Fleck am Theater. Auf der Bühne spricht man über allerhand gesellschaftskritische Themen, stellt neoliberale Ideen in Frage. Aber hinter der Bühne arbeiten die Leute so derart viel, dass Teilzeit oder Job-sharing, wenn man ein Kind hat, praktisch unmöglich sind. Und wenn ein Intendant das Haus leitet, der nie von der Problematik betroffen war, weil er gar nicht den Anspruch hatte, 50 Prozent auf sein Kind zu schauen, sofern er eins hat, dann ist das Thema vermutlich maximal in seinem Seitenspiegel.

Aber das ist ja das Schöne am Theater, dass es sich verschiedener Lebenswelten bedienen kann, ohne sie tatsächlich zu durchleben.

Maier: Die Familie ist ja auch eines der Topthemen am Theater. Aber die Struktur der Familie innerhalb der Gesellschaft wird oft ausgeblendet. Die Familie wird nur als Mikrokosmos betrachtet.

Deshalb haben Sie, Tina Müller, selbst einen Text geschrieben. In „Children of Tomorrow“ spielt eine Gruppe junger Erwachsener das Szenario durch. „Was wäre, wenn wir ein Kind hätten?“ Am Ende ist immer einer unglücklich, weil er den Job aufgegeben hat oder nicht genug für das Kind da ist. Liest sich eher frustrierend.

Müller: Die Idee ist, dass man durch eine Zukunft surft, die man selbst noch nicht erlebt hat. Ist Eltern werden eigentlich eine freiwillige Entscheidung? Was kommt da auf mich zu? Was heißt es, Fürsorge zu leisten? Ich hoffe aber, dass der Text eher Freiheit auslöst.

Wo liegt denn eigentlich das Problem?

Müller: Ich glaube, dass es keine gesellschaftliche Bereitschaft gibt, das Thema Fürsorge zu revolutionieren und neu zu denken.

Können Sie das genauer beschreiben?

Müller: Fürsorge, ob für Kinder oder Alte und Kranke, bekommt wenig Anerkennung.

Radikal reduziert

Zwei Liederabende für Wilhelm Killmayer

München – Eine Bahn Rindenmulch mit wenigen Grünpflanzen umrahmt ein schmales Karree mit einem Flügel darin. Es dient im Kulturzentrum Einstein als Spielfläche für Wilhelm Killmayers nie vollendete Oper rund um Friedrich Hölderlin, an die die Macher der Avantgarde zum Abschluss ihres mehrtägigen Killmayer-Festivals am Montagabend mit einem szenischen Konzert erinnerten. Die Schauspieler Katja Brenner und Anton Figl lesen Briefpassagen aus Hölderlins Umfeld sowie Texte von Schiller, Klopstock oder Jung-Stilling, mit denen Killmayers Libretto das Leben des Dichters assoziativ umreifen wollte.

Dabei war die zehnjährige Auseinandersetzung für den in diesem Jahr verstorbenen Komponisten alles andere als fruchtlos, entstanden doch auf diese Weise immerhin drei große, in den Abend eingebundene Liedzyklen. In ihnen vertonte Killmayer bezeichnenderweise nicht die großen bekannten Gesänge Hölderlins, sondern die knappen Gedichte aus den letzten

Die Romantik war für ihn gleichzeitig Epoche der Anziehung wie der Abstoßung

35 Jahren. Hölderlin verbrachte sie im Tübingen Turm, wo er selbst Klavier oder Flöte spielte und dazu sang, weshalb ihn die einen bis heute für wahnsinnig halten, die anderen für so weise, dass er nicht mal mehr publizieren wollte. Wie auch immer: Die Geste des Rückzugs, auch die Anmutung der Unschuld in den Gedichten entsprachen Killmayers Temperament. Hier fand er, was auch sein eigenes Schaffen prägt: den Mut zur radikalen Einfachheit.

Bisweilen fast heiter, kindlich unbeschwert klingen die Lieder, die die junge Sopranistin Susanne Kapfer und der junge Tenor Eric Price – Killmayer bevorzugte die hohe Stimmlage – zur Klavierbegleitung von Amy Brinkman-Davis singen. Die Inszenierung von Blanka Radoczy, Regieassistentin der Theaterakademie, beschränkt

Und wer die Wahl hat, entscheidet sich daher natürlich für das andere, nämlich für die Erwerbstätigkeit. Das ist traditionell der Mann. Würde Fürsorge mehr Aufmerksamkeit und gesellschaftliche Wertschätzung erfahren, wäre sie auch attraktiver für Männer. Dann wären die Verhältnisse vielleicht umgedreht.

Sie sagen also, es ist nicht die Tätigkeit an sich, die für Männer unattraktiv ist, sondern der ihr zugeschriebene Wert?

Müller: Ja. Natürlich hat das noch andere Gründe, zum Beispiel: Wie ist Männlichkeit in unserer Gesellschaft definiert? Warum ist es für Männer so wichtig, viel zu verdienen, während Frauen ihre Identität auch anders aufbauen können.

Maier: In „Children of Tomorrow“ gibt es eine Stelle, die heißt sinngemäß, dass Frauen jetzt zu dem geworden sind, was Männer schon viel zu lange waren: karriereorientierte Roboter des Spätkapitalismus. Aber Männer sind nicht zu dem geworden, was Frauen waren. Klar braucht es mehr Frauen in den Vorständen. Aber umgekehrt müssen noch viel mehr Männer raus auf die Spielplätze und an die Betten der sterbenden Väter. Irgendwer muss sich ja kümmern.

Warum regen sich die Männer da eigentlich kaum drüber auf?

Müller: Weil es gesellschaftlich gar nicht angestrebt wird, Fürsorge zu leisten. Was springt für den Mann in der großen Metamorphose der Männlichkeit dabei raus? Dass er eine Bindung zu seinem Kind aufbauen, eine Freundschaft zum Vater entwickeln könnte, wenn er sich um ihn kümmert, das sehen viele gar nicht. Dabei sind das doch die Dinge, die man sich wünscht im Leben.

Maier: Genau. „Der Mann“ generiert einen monetären Wert. Aber der Wert, Fürsorge zu leisten, existiert für viele nicht. Das ist eine verpasste Chance.

Frau Müller, Sie haben zwei Kinder und sind freischaffende Theaterautorin. Wie ging das denn bei Ihnen?

Müller: Chaotisch. Es gab ständig Reibereien. Viel diskutieren. Ein Kind beansprucht eine Beziehung wirklich sehr.

Vorstellungen am Wochenende und wenig Frauen an der Spitze: Das Theater ist weder familienfreundlich noch besonders gleichberechtigt. Müsste es nicht eigentlich Vorreiter sein?

Maier: Es muss am Theater Gespräche darüber geben, was man tut, wenn jemand eben nicht so vereinnahmt arbeiten kann oder will und sich trotzdem einbringen will. Aus Erfahrung weiß ich, dass das nicht immer funktioniert.

Müller: Wir müssen auch die Frage nach Leistungsfähigkeit anders stellen. „Du bist nicht mehr Hundertprozent leistungsfähig“ – das sagt man ja gern zu Müttern. Ja, weil sie zu Hause noch mal hundert Prozent leisten!

Die Figuren in dem Stück sind selbst Schauspieler. Warum haben Sie den Theaterkontext ausgesucht? Man hätte ja jeden Beruf nehmen können.

Müller: Ich wollte, dass die Schauspieler aus ihrer Wirklichkeit heraus erzählen.



Die Schweizer Autorin Tina Müller (l.) und die Schweizer Regisseurin Corinne Maier kennen sich vom Studium in Hildesheim. Maier war schon mit „Past is Present“ Gast an den Kammerspielen, Müller gewann für „Bikini“ und „8 Väter“ Preise. Beide leben in Berlin. Auch, weil es hier mehr Unterstützung für Eltern gibt, als in der Schweiz. FOTOS: OH

Wir behaupten, dass wir biografisch arbeiten, aber natürlich sind es Figuren. Ich fand es reizvoll, die Schauspieler, die alle noch keine Kinder haben, in das Experiment zu entlassen.

Maier: Spannend ist, wie groß das Vertrauen bei ihnen ist, dass sie selbst schon zu der Generation gehören, in der Gleichberechtigung herrscht. Dass es mal gerecht zugehen wird mit der Aufgabenteilung.

Haben Sie denn eine Idee, wie wir es besser machen könnten mit der Fürsorge?

Müller: Ich sehe Potenzial darin, sich gedanklich mal von der Idee „das ist mein Kind, da bin nur ich für zuständig“ zu lösen. Wir sind als Gesellschaft verantwortlich, dass die nächste Generation gut aufwächst. Auch wenn es unromantisch klingt, ich bin dafür, die Familie zu erweitern. Die Kitas meiner Kinder gehören für mich zur Familie. Nur so kann man sich selbst verwirklichen und muss sich nicht komplett zerreißen.

Maier: Man könnte das Gedankengebilde Kleinfamilie aufsprengen und überlegen, was wäre, wenn mehr Leute Verantwortung teilen würden. Ganz allein ein Kind groß zu ziehen, ist eine verrückte Sache.

Children of Tomorrow, Uraufführung Mittwoch, 13. Dezember, 20 Uhr, Volkstheater

Spielt doch mal am Sandkasten

Wie kann Gleichberechtigung auf der Bühne aussehen? „Children of Tomorrow“ von Tina Müller und Corinne Maier variiert dazu am Volkstheater fünf Antworten in fünf Szenen



Wer arbeitet Teilzeit, wenn das Baby da ist? Er oder sie? Die Figuren von Julia Richter und Pola Jane O'Mara finden: Beide müssen ran. FOTOS: GABRIELA NEEB, VOLKSTHEATER

Überall steckt Trump drin

Das Brecht-Festival erforscht „Egoismus versus Solidarität“

Augsburg – Der Name Donald Trump fiel kein einziges Mal. Doch als Patrick Wengenroth am Dienstag in Augsburg das Programm für das Brecht-Festival 2018 vorstellte, stand unsichtbar der US-Präsident mit im Raum. Man musste zwangsläufig an ihn denken, wenn von „Egoismus versus Solidarität“ die Rede war – so lautete das Motto des Festivals – oder von Krisen, Konsum, Selbstdarstellung und Medienwahn. Überall steckt Trump drin, und man möchte ihn zugern einladen, sich mit dem Dramatiker Bertolt Brecht zu beschäftigen. Er könnte sich bei dem Festival die Premiere von „Der Untergang des Egoisten Johann Fatzer“ anschauen; das Theater Augsburg bringt es auf die Bühne. Oder „Der gute Mensch von Sezuan“; mit dem Stück gastiert das Theater Bremen in Augsburg. Das Maxim Gorki Theater aus Berlin zeigt seine gefeierte wie umstrittene Produktion „Dickicht“. Und das Exil Ensemble des Maxim Gorki Theaters führt in deutscher, englischer und arabischer Sprache die „Winterreise“ auf. Die Schauspieler stammen aus Deutschland, Afghanistan und Syrien.

Regisseur Wengenroth, der zum zweiten mal für das Festival verantwortlich zeichnet und es auch 2019 leiten soll, arbeitet also weiter daran, mit Brecht „auf unterhaltsame wie fordernde Weise unseren Glauben an die Veränderbarkeit der Welt zu stärken“. Zehn Tage lang tut er es diesmal, vom 23. Februar bis zum 4. März 2018. Dabei hat er sich etwas von Trump abgeschaut. Wengenroth setzt verstärkt auf neue Medien, um das Festival zu vermarkten. Das vollständige Programm und Karten gibt es online unter www.brechtfestival.de.

CHRISTIAN ROST

Brandgefährlich

Eine lebhaft Diskussion über die Veränderung unserer Sprache

München – Wie soll man einen geflüchteten Menschen bezeichnen – als Flüchtling, Asylbewerber, Geflüchteten, Asylantrag, Schutzsuchenden? Wer jetzt meint, diese Art von Diskussion könnten wir doch bitte allmählich hinter uns lassen, irrt gewaltig. Eine „Hilflosigkeit im Sprachgebrauch“ in solchen Fällen stellt nicht nur Birgit Schmitz-Lenders fest, als Leiterin der Europäischen Akademie Bayern um die politische Bildung der Jugend bemüht. Eine von dieser Akademie organisierte Diskussion machte vielmehr überdeutlich, wie sehr das Thema „Sprache in unserer Demokratie“ immer noch und mehr polarisiert.

Um eine „Verrohung der Sprache“ auf der einen Seite, „Sprechverbote“ und womöglich übertriebene politische Korrektheit auf der anderen Seite sollte es im Literaturhaus gehen. Und man kann wirklich nicht behaupten, dass die von Christoph Huber befragte Männer-Runde (Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde, hatte kurzfristig abgesagt) mit Harmonie langweilte: Insbesondere der Berliner FU-Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch und der Münchner Kabarettist Christian Springer widersprachen einander leidenschaftlich, jeweils mal von der einen Hälfte des Publikums beklatscht, mal von der anderen.

„Wir halten nichts mehr aus“, sagt Christian Springer

Doch zunächst erklärte Aaron Buck, was Sache in der Sprache ist. „Die Art, sich zu artikulieren, hat sich geändert“, konstatierte der Leiter der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der IKG. Zwar sei die Kultusgemeinde schon immer mit Hass-Mails und -Anrufen konfrontiert. Neu aber sei, dass dies zum Teil „nicht mehr anonymisiert“ geschehe, sondern mit Stolz, insgesamt zunehmend „enthemmt“. Der Berliner Sprachwissenschaftler André Meinunger stellte ergänzend fest, solche Hass-Reden seien vielleicht gar nicht mehr geworden, sondern nur sichtbar. Sein Kollege Stefanowitsch sah jedenfalls eine „qualitative Verschiebung“: „Sachen, die man früher heimlich sagte, sagt man heute offen.“ Als mediale Vorbilder dienten dabei die sprachlich radikalisierten AFD-Politiker.

Offen war auch Christian Springer, der an diesem Abend den Part des Polterers übernahm. Sprache sei für ihn Ausdruck der Gesellschaft, sagte er und geißelte eine übertriebene Sensibilität insbesondere der Jungen in unserer „Spießergesellschaft“. Wenn ein Mal das Wort „Neger“ oder „Nazi“ falle, sei gleich Alarm: „Wir halten nichts mehr aus, wir leben in einer fürchterlichen Wut-Welt.“ Woraufhin Stefanowitsch entgegnete: „Das Aushalten ist nicht gleich verteilt.“ Mit Begriffen, die andere diskriminieren, müsse man eben sensibel umgehen und Stereotype möglichst nicht weitergeben. Denn: „Sprache schafft auch gesellschaftliche Wirklichkeit“

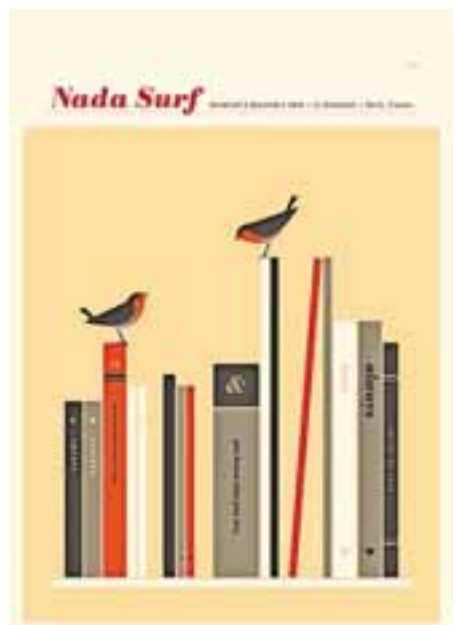
Zwischendurch kaute man an den alten Fragen, ob man ein „Zigeunerschnitzel“ noch in den Mund nehmen soll (Springer ist dafür) oder „Pippi Langstrumpf“ politisch korrekt umschreiben (Stefanowitsch ist dafür). Letztlich jedoch steckt dahinter, wie unter anderem Buck klarmachte, viel Wichtigeres: „Wenn man reale Phänomene nur überdeckt, indem man Begriffe sanktioniert, schafft man erst eine Situation wie heute.“ Will heißen: Die Realität ist schwierig, und euphemistische oder aber verrohende Sprache machen sie nicht gerade einfacher. Denn, wie selbstredend auch Kabarettist Springer weiß: „Sprache kann brandgefährlich sein.“

ANTJE WEBER

Sound in Signalfarben

Die Musikplakate des Münchner Designers Simon Marchner

München – Beim Gig-Poster zu *Mogwai* ist es das rot leuchtende Fenster, das einem sofort ins Auge springt. Und der rote Kreis hinter dem Haus. Die Sonne? Eine Mondfinsternis? Ein Komet, der auf das Haus zu rast? Beim Plakat zum Konzert von *Bad Religion* in München ist es das gold glänzende Logo, das unter einer angedeuteten Jacke hervorlugt. Solche Effekte, der Einsatz von Signal- und Sonderfarben, das ist es, was Simon Marchner unter anderem am Siebdruck schätzt. „Das kriegt man beim Digitaldruck nicht so richtig hin.“ Außerdem könne man auch auf dunkle Untergründe drucken. Wie das genau aussieht, zeigen sehr schön die erwähnten Poster. Zu sehen sind sie aktuell in der Ausstellung „Framed Noises“ im Farbenladen, zusammen mit etwa 20 weiteren Gig-Postern, bedruckten Skateboards und kleineren, freien Illustrationsarbeiten von Simon Marchner aus den vergangenen fünf Jahren.



Der aufwendige Siebdruck zwingt Simon Marchner einerseits zur Reduktion, ermöglicht andererseits eine Farbgestaltung jenseits der digitalen Norm. FOTOS: SIMON MARCHNER

Vor allem aber benutzt der junge Münchner Illustrator und Designer den Siebdruck für seine Poster, weil sich bei Auflagen zwischen 70 und 150 Stück der nötige Aufwand alleine noch gut bewältigen lässt. Tatsächlich stellt der aus Niederbayern stammende Marchner so gut wie alle Poster mit den eigenen Händen her. Das heißt, nach den ersten Entwürfen auf dem Skizzenblock, die er dann digital am Computer ausarbeitet, werden die fertigen Motive von ihm selbst in einem kleinen Ort in der Nähe von Pfarrkirchen gedruckt. Dort steht das Haus seiner Eltern, und dort hat er aktuell auch seine Siebdruckpresse stehen. Als limitierte, teilweise auch noch von den Bands signierte Poster gehen sie dann aber nicht wie sonst üblich an die Häuserwand oder die Litfaßsäule. Sondern man kann sie auf Konzerten am Merchandise-Tisch und teilweise danach noch im Internet unter simonmarchner.de erwerben.



Auf diese Weise sind unter anderem Poster für *The Notwist*, *Kittcar*, *Nada Surf*, *Catpower*, *Lambchop*, Lee Fields oder *Built To Spill* entstanden, von Folk und Indie über Hardcore bis hin zu Jazz und Soul ist laut Marchner musikalisch alles dabei. Der Münchner Designer hat sie alle als offizielle Auftragsarbeiten angefertigt. Am Anfang, als er noch als Student mit den ersten Postern anfang, war meist er es, der bei den Bands und Musikern angefragt hat. Inzwischen kommen viele auch von sich aus auf ihn zu. Bei der Gestaltung lassen sie ihm meist große Freiheiten, deshalb könne er sich bei den Postern, wie er sagt, als Designer auch am besten verwirklichen.

Wobei ihm andererseits die Technik da gewisse Grenzen setzt. „Der Siebdruck beeinflusst die Arbeitsweise. Ich drucke meist mit drei bis vier Farben, aus denen sich dann das Motiv zusammensetzt.“ In seltenen Fällen sind es auch fünf Farben. Bei sieben wäre es dagegen ein zu großer Aufwand. Diese Reduktion hat aber auch ihren Vorteil. Sie führt zu klareren, einfacheren Formen. Und klare Grafiken und klare Linien, wie etwa bei der Schweizer Typografie, das ist es, was Marchner auch allgemein im Design schätzt. „In letzter Zeit versuche ich aber mehr in Richtung Illustration zu gehen.“

Um zu den Ideen für seine Poster-Motive zu gelangen, hört sich Marchner zu nächst in die Musik der jeweiligen Band ein und hat da schon oft die ersten Vorstellungen. Teilweise lässt er sich auch von Texten inspirieren oder vom bisherigen visuellen Erscheinungsbild der Bands. „Und dann versuche ich, eine bestimmte Stimmung zu erzeugen.“ Was ihm, oft mit ganz einfachen Dingen wie einer angedeuteten Gitarre, einem Schattenriss oder ein paar Buchrücken, manchmal auch in Form einer aufwendigeren Fotomontage, sehr eindrücklich gelingt.

JÜRGEN MOISES

Framed Noises, Mittwoch, 13. Dezember, 16 bis 19 Uhr, Freitag und Samstag, 15. und 16. Dez., 19 bis 22 Uhr, Sonntag, 17. Dezember, 14 bis 17 Uhr, Feilerwerk, Farbenladen, Hansastraße 41